

Der schüchterne Alfred.

Eine wahre Geschichte von Lenette Winfeld.

Der Blagregen vor Alleinherfcher in den Straßen. Die Menschen hatten sich vor seiner prasselnden Gewalt geflüchtet und schauten unter den schützenden Dächern der Hausthore hervor in die Bäche stäubenden Wassers, die auf das Pflaster niedergingen.

Lore Wehlen hatte sich gleich den anderen unter einen Thorbogen gestellt. Sie wußte gar nicht, wie die Straße lief, in der sie sich befand. Sie war auf einem ihrer planlosen Spaziergänge begriffen, und ihre Gedanken beschäftigten sich unausgesetzt mit dem schüchternen jungen Manne, der seit einigen Tagen ihr Schatten war.

In so ehelicher Bewunderung leuchteten seine braunen Augen auf, wenn er Lore sah, so respektvoll war sein stummes Werden, daß das Mädchen sich geschmeichelt fühlte. Wenn er nur nicht so schüchtern wäre!

Er lief Lore nach, machte ihr Augen und sprach nicht. Sie konnte ihm doch nicht zeigen, daß sie ihn gern hatte.

Lore seufzte. Da fand sich einmal unter den vielen unangenehmen Mannsbildern ein einigermaßen interessantes — und nun fehlte es an jeder Mäßigkeit, diesen Menschen kennen zu lernen.

Lore zog die Brauen finster zusammen. Ihr Gesicht war plötzlich so düster wie das des Regenhimmels. „Eingeknickt in tausend alberne Rücksichten sind wir Mädchen,“ murmelte Lore.

Ungebuldig startete sie in die stürzenden Wasser vor ihr. Wie lange würde die Einfluth dauern!

Gelangweilt musterte sie den Hauseingang, unter dem sie stand. Rhythisch kugelte sie. Hier war sie doch schon einmal gewesen!

Richtig, in diesem Hause, in einem Pensionat der ersten Etage wohnte Alice Schüler.

Lores Gesicht hellte sich auf. — Bei Alice war sie wenigstens vor dem Regen geborgen. — Sie stieg langsam die finstere Treppe hinauf. Fast ein halbes Jahr mochte es her sein, daß sie Alice besuchte.

Auf ihr Klingeln in der ersten Etage öffnete die Lore wohlbekannte Wirtin des Pensionats, eine dicke, schwerfällige und schwerhörige Dame. „Ich möchte zu Fräulein Schüler.“

„Sie ist nicht da,“ sagte die Wirtin, „aber wenn Sie warten wollen —?“ Sie muß bald nach Hause kommen.“

Sie nöthigte Lore einzutreten und ging ihr den langen, finsternen Gang voran.

Lore blieb zögernd vor einer Thür stehen.

„Sie wohnte doch früher hier —?“ „Dann aber fiel ihr ein, daß Alice vor einem halben Jahre von einem Zimmerwechfel gesprochen.“

„Nein,“ verlegte die Wirtin, „sie wohnt hinten.“

Sie ging den ganzen Korridor zu Ende und ließ Lore in das letzte Zimmer ein.

Es war ein dämmeriges, unfreundliches Hinterzimmer. Lore sah sich peinlich überläßt um.

„Sie muß bald kommen,“ sagte die Wirtin noch einmal tröstend und schloß die Thür. Ein Bangen beschlich Lore. — In diesem ungemüthlichen Raum hauste die zierliche, elegante Alice?

Und wie unordentlich es aussah! Hier ein hingeworfener Krug, dort eine achlos zusammengewürfelte Bluse auf dem Stuhl. Auf der Erde des Scheitens ein weicher, geschmolzen aufgepumpter Hut.

Was war aus der sonst so peinlich ordentlichen Alice geworden! — Lore wagte gar nicht, sich zu fegen. Allices Reich kam ihr immer fremder vor.

Auf dem Tische lag ein Bild. Lore nahm es neugierig in die Hand. Ueberdies starrte sie es an: der schüchterne junge Mann, ihr getreuer Schatten!

Ein seltsames Unbehagen beschlich Lore. Sie wandte das Bild und las auf der Rückseite:

„Meine liebe Lissy —“

„Seit wann wurde Alice, Lissy“ genannt?“

Lore warf das Bild verächtlich auf den Tisch. — Wuth stieg in ihr hoch. Oder konnte es gar — Eifersucht sein? Lore war verführt, sich selbst auszulassen. Was ging sie der schüchternen Mann und seine „Lissy“ an! Möchte er sich verloben, so viel er wollte! Aber er sollte ihr dann nicht nachlaufen.

Von Neuem löste die Wuth in Lore. Dieser alberne Mensch verlobte sich mit ihrer Freundin Alice und rannnte dabei unentwegt anderen Mädchen nach.

O, sie wollte es Alice schon sagen. Die Männer waren alle schlecht. Aber ihr sollte nur einer kommen.

Zornig trat Lore an's Fenster. Der Regen plätschte nicht mehr mit der kräftigen Energie wie vorher. Jetzt konnte man sich ihm schon anverwandeln.

Fort, nur fort! Nicht warten, bis Alice kam und von ihrem „Glück“ erzählte.

Lore wollte zur Thür. Da sah sie auf der Kommode eine Ansichtskarte. Strupplos ergriff Lore diese sicher zu verliebten Zwecken bestimmte Karte und legte sie, um an Alice zu schreiben.

Da näherten sich Schritte der Thür. Lore erhob sich. Wie unangenehm! Nun kam Alice doch noch.

Da öffnete sich die Thür und herein trat der schüchterne, junge Mann, Lores Schatten. Er starrte Lore verdutzt an, schaute sich suchend im Zimmer um und stellte, verlegen schweigend, seinen triefenden Schirm in eine Ecke.

Dann erst machte er Lore eine tiefe Verbeugung und stellte sich vor: „Stüler.“

Lore sah ihn eifrig an.

„Sie müssen vergehen, daß ich mich allein im Zimmer Ihrer Braut aufhalte. Die Wirtin sagte, daß sie bald heimkommen würde. — Wir sind mit einander befreundet — setzte sie erklärend hinzu.“

Der junge Mann schaute verblüfft in Lores hochmüthiges Gesicht. „Meine Braut —“ stammelte er. Lore war empört. Sie griff nach dem Bilde auf dem Tisch und reichte es ihm stumm.

Er lächelte.

„Lissy ist meine Schwester. Stüler — ist mein Name.“

„Alice hat keinen Bruder, ich weiß es genau,“ sagte Lore immer empört.

„Alice —? — Meine Schwester heißt Lissy, Elisabeth Stüler.“

Lore griff sich an die Stirn — träumte sie denn?

„Bin ich denn nicht im Zimmer meiner Freundin Alice Schüler?“ Der junge Mann lächelte.

„Das hat die Wirtin angerichtet. — Stüler“ und „Schüler“ wurden früher oft mit einander verwechselt. Aber Fräulein Schüler wohnt längst nicht mehr hier.“

Lore sah sich entsetzt um.

„So bin ich in ein fremdes Zimmer eingedrungen —“

In den Augen des Mannes leuchtete es warm auf. Er räusperte sich, um sich Muth zu machen, und trat dicht an Lore heran.

„Meinen Sie nicht, daß das Schicksal uns hier zusammengeführt hat? — Ich hätte es nie gewagt, mich Ihnen zu nähern und Ihnen zu sagen —“

Er stockte. — Das Lächeln in Lores Augen machte ihn verlegen.

Da öffnete sich abermals die Thür, und die Bewohnerin des Zimmers schoß herein. Sie hatte schon draußen von der Wirtin gehört, daß ihr Bruder und eine junge Dame da seien.

Als sie das hübsche, fremde Mädchen sah, in dessen allernächster Nähe ihr Bruder stand, stürzte sie in ihrer lebhaftesten Art gleich auf Lore zu und schüttelte ihr die Hände.

„Hast du sie mir gebracht, Alfred.“ — Das ist recht. Sie ist wirklich so lieb, wie du mir immer gesagt hast. — Wie hat er es denn angestellt?“ sagte sie dann lachend zu Lore, „er ist doch so schüchtern.“

Lore wurde sehr roth. In diesem Augenblicke gab sie dem gleichfalls sehr rothen, jungen Manne an Schüchternheit nichts nach.

Elisabeth Stüler aufsterte die Beiden ein wenig verdußt.

„Ja, seid ihr denn noch nicht einig? — Wie kommt es denn, daß ihr hier seid?“

Da endlich konnte Lore reden. Und sie schilderte ihre Flucht vor dem Regen, ihr Warten auf Alice Schüler.

Elisabeth lachte und sah ihren Bruder verschämt an.

„Halt dein Glück fest, —“ sagte ihr Bild.

„Ich lasse Sie noch nicht fort,“ sagte Elisabeth, als sie Lores Absicht, zu gehen, sah. „Da wir nun alle so gemüthlich beisammen sind, werde ich uns einen Kaffee brauen, und wir werden diese Alice Schüler doch leben lassen, die uns zusammengeführt.“

Sie legte Krüge und Bluse vom Stuhl, räumte den Tisch ab und zwang Lore, zu bleiben.

Einige Wochen später erfuhr Alice Schüler, daß sie daran schuld sei, daß ihre Freundin Lore sich mit dem schüchternen Alfred Stüler verlobt habe.

Verkauf des historischen Weerhäuschens bei Sedan.

Das Haus in Donchery, in dem Napoleon und Bismarck nach der Schlacht bei Sedan über die Kapitulation der französischen Armee verhandelten, ist jetzt an einen Herrn Fournais, Feldwächter in Fontgironne-Sedan, für den Preis von 2000 Fr. verkauft worden. Das Haus — ein kleines, einstöckiges Landhaus — steht an der Straße, die von Donchery nach Sedan führt. Ueber die Absichten des jetzigen Eigentümers verlautet, daß er das baufällige Häuschen wahrscheinlich niederreißen wird.

Jemanden keinen Dank schulden wollen, ist gegen edlere Menschen die rotheste Art des Undanks.

Der schwarze Heinz.

Von M. v. Ekensteen.

Alle im Stranddorf kamen zum Heinz, wenn ein Zweifel sie besiel; alle hatten ihn lieb und jeder vertraute ihm. Er war groß und starkmüdig, gerade gewachsen wie ein Eichenbaum, und um seine Stirn krausste sich dichtes, schwarzes Haar.

Das nahm sich seltsam aus unter den blonden Leuten mit den hellen Blauaugen, die im Stranddorf wohnten; drum nannten sie ihn den „schwarzen Heinz“, und heimlich setzte sie hinzu, er spräche wenig, aber was er spräche, sei klug wie ein Buch.

Er war nicht im Dorf geboren und nicht mit der See und dem Fischerhandwerk vertraut; aber die Leute zählten ihn längst zu den ibrigen, denn er war eingeeimthet seit Jahren.

Gefreit hatte der schwarze Heinz nie, er war in allem ein seltsamer Mann. Stundenlang konnte er träumend über die blante See blicken; dann gingen seine Gedanken in die Ferne, wo seine Jugend war, von der keiner wußte und über die er niemals sprach. Seine Stirn wurde dann kraus von Falten, wie schmerzliches Sinnen sie gräbt.

Jochen Holtmann, der den Krug im Stranddorf gehabt, war sein Oheim gewesen. Des Krugwirths Schwester Antje hatte in Flensburg gebiert und einen von der Schifferschule kennen gelernt, mit dem sie über's Wasser fuhr, weil der Bruder die Liebhaft nicht leiden wollte. Seitdem hatte man im Stranddorf nur verschwommene Gerüchte über die beiden gehört.

Als nach Jahr und Tag Jochen Holtmann sein Ende nahe fühlte und seine Erben um ihn waren, besann sich sein Herz auf die Schwester, und er verriet ihr ihr Haus mit dem blauen Schieferdach, seine volle Truhe, und alles, was er aufgebauht hatte in einem langen, sparsamen Leben.

Ueber seinen Tod gingen fast zwei Jahre hin, dann erst fand man durch die Zeitungen den Heinz, den Sohn der Antje, im großen Lande über dem Wasser drehen. Alle Papiere seiner verstorbenen Mutter stimmten genau, und das Gerücht meldete die Großthat hinüber, die den armen Kerl in der Dil City in Pennsylvanien plötzlich zu einem wohlhabenden Manne machte.

Und nach einem weiteren halben Jahre kam Heinz, ein schöner, stark gebauter Mann, in sein Erbe, in's Stranddorf.

Einsilbig und ernst, doch freundlich, bezog er den Krug, und ob er auch bisher nur schwere Arbeit gewohnt gewesen war, fand er sich bald in die neuen Verhältnisse. Die Kinder liebten ihn, und er hatte seine Freude daran, sie zu beschenken; auch schöpfte er manchen Teller Suppe an Arme und Hungerige aus, die des Weges kamen, oder gar Obdach, wenn ein Heimathloser ihm sein Leid klagte.

Jedermann im Dorfe trug seine Sorgen und Lasten zu ihm; man wußte es im Laufe der Jahre gar nicht mehr anders; er war der Helfer und Berater, der gute Geist, der stets ein mildes Wort fand.

Wenn der Krug am Abend leer wurde, schob er den schweren Riegel vor die Holzthür. Manche lange Nacht blieb die Bettstatt leer und beim schwachen Lampenlicht malte er Buchstaben mit schwerer Hand in ein Buch, das er am blauen Morgen in der Gedrube verschloß. Auf dem Buchdeckel stand: Mein Testament.

An den Tagen, die solchen durchwachten Nächten folgten, strich er den Kindern sanfter über die Lockenköpfe und gab reicheres Almosen mit Rath und Geld, wenn einer ihm seine Noth klagte.

Als er Ende der neunziger Jahre starb, war sein schwarzes Haar schneeweiß, trotzdem er kaum fünfzig Jahre zählte. Nicht einer aus dem Stranddorf fehlte bei seinem Begräbniß; die kleinsten Kinder selbst warteten ihm nach eine Papierblume nach, und jeder wußte nur Gutes von ihm zu sagen.

Als die Herren vom Gericht kamen und die Siegel vom Nachschloß lösten, fanden sie auch das Buch, auf dem geschrieben stand: „Mein Testament“, und bald erzählte man sich's in allen Häusern und Hütten des Stranddorfs, was darin gestanden hatte. Reife, im Flüsterwort besprach man es, während der Seewind sanft überünen Hügel strich, die Möwen klagend vorbeizogen und die Strandhahnen sich wogen, als wollten sie sagen: „Schlaf in Frieden, stiller Mann, du hast gebüht!“

Im Buche aber stand in ungelassenen, großen, schweren Zügen geschrieben:

„Ich bin nicht der Heinz, und Jochen Holtmann war nicht meiner Mutter Bruder. Der Heinz liegt weit in Pennsylvanien begraben, wo die Restloosmüllhalden fliegen. Wenn ich sterbe, soll er seinen ehelichen Namen wieder haben, denn ich allein den Frieden meines Lebens verdanke.“

Er war im armenigen Quartier von Dil City starb, kaufte ich ihm seine Papiere und seinen Namen ab, damit er ein Grabplätzchen, Sarg und Denkstein hätte. Auf den Stein aber ließ ich meinen Namen meißeln, den ich ihm verkauft hatte, den gebrandmarkten Namen Stanislaus Wolezi. — Und das kam so: Nahe der polnischen Grenze hatte ich jung beide Eltern verloren; als Knecht kam ich mit achtzehn Jahren auf das Herrschaftsgut von Ulstrowitz. Dort war die Sanja Nagd; sie war schön, ich liebte sie und wir wurden bald einig. Dann stredten sie mich in's Heer, und ich diente meine Zeit. Als ich wieder nach der Heimath kam, erfuhr ich, daß der Lakai in grüngoldener Livree sie mit gestohlen hatte. Ich trat vor sie hin und warf ihr ihre Untreue vor, aber sie lachte.

Ich trank sinnlos den ganzen Tag, die ganze Nacht und den zweiten Tag. Als der Abend sich senkte, sprang ich aus dem Hinterhalte auf ihn zu, und wir rangen. Wie es gekommen ist, weiß ich nicht; ich habe es nie gewußt. Der Lakoi verrückelte in jener Nacht und mir sah die Spitze seines Messers in der Schulter.

Mit vierundzwanzig Jahren kam ich in's Gefängniß; zwei Jahre später entließen sie mich. Wo ich auch hinkam und Arbeit fand, folgten mir meine Papiere und der drohende Schatten meiner That. „Er hat einen erschlagen, er hat gefressen!“

Da floh ich aus der deutschen Heimath und fand schließlich in den Petroleumsbezirken Pennsylvanien's Ruhe. Keiner fraate mich dort nach Heimath und Herkunft, nach Ruf und Vergangenheit.

Bald gefellte ich mich zu einem Arbeiter, der einige deutliche Worte sprach, weil seine Eltern Deutsche gewesen waren, und wir bezogen gemeinsam ein Quartier. Er hieß Heinz Lentje. Er war ein schwacher, obgekehrter Burche, dem der Tod auf der leuchtenden Brust lag. Mit jedem Tage ergriß ihn die Schwindsucht stärker, und als er nicht mehr aufstehen und verdienen konnte, theilte ich mit ihm, und wenn er nicht Stunden hatte, erzählten wir uns von unserer Vergangenheit. Dann kamen die Zeitungen mit dem Aufruf an Antje Holtmann, verheiratete Lentje, oder dessen Erben, und ich war's, der ihm davon die erste Kunde brachte. Aber es ging kein Freuen durch sein Herz, denn er wußte, daß er dem Tode nahe war, und seine Tage gezählt seien. Als er im Sterben lag und sich auf dem Lager wälzte, das ich ihm mit meinen Dedeln weicher gemacht hatte, klagte er, daß er so arm begraben werden sollte, trotzdem ein Erbe ihm in Aussicht stand. Da flog mir ein Gedanke durch's Hirn und ich beugte mich zu ihm: „Ich will für dich einen geizigen Sarg und einen Denkstei besorgen, wenn du mit dem Handel einig bist! Du weißt, ich habe in den Jahren an vierzig Dollars gespart.“

Seine Augen wurden seltsam groß in dem hageren Gesicht, und hastig fragte er: „Einen Handel?“

„Ja! Daß uns Papiere und Namen verkaufen!“

„Nana, ich hab' es ja nicht böse gemeint,“ beruhigte der Papa seine Tochter, „ich wollte damit nur sagen, daß es bei dieser eventuellen Heirath keine Altersdifferenz gibt. Doch halt. Du hast uns ja noch gar nicht gefragt, liebes Kind, ob Du den Professor zum Manne willst!“

„Gib, frag' doch nicht so thöricht,“ wandte Mama ein. „Mädchen und nicht wollen, das wäre lächerlich. Ist der Professor auch nicht ein hübscher Mann, so ist er dafür um so talentierter, hat eine nette Position und was die Hauptsache ist, er kommt schon über drei Jahre zu uns ins Haus, kennt also Malchen und uns, wie anderseits wir ihm recht gut kennen. Das ist immerhin besser, als einen wildfremden Mann heirathen.“

Zu all diesen Argumenten hatte Malchen stillschweigend genickt und dadurch dieselben bestätigt.

Obgleich der Professor dreimal wöchentlich in das Haus des Rechnungsrathes kam, man ihn demnach nicht als einen Fremden zu betrachten brauchte, fand die Frau des Hauses und auch Malchen es gleichwohl für notwendig, angesichts des zu erwartenden freierlichen Ereignisses, die Wohnung in feiertagsmäßigen Zustand zu versetzen und diese mit Blumen zu schmücken. Auch mußte Papa sein schwarzes Salongemach anlegen, Malchen eine moderne nettliche Figur herverzaubern lassen und das krümelige „Weiß“ anziehen, das sie als Brautjungfer kürzlich trug. Mama aber präsentirte sich in ihrem „Schwarzleiden“ höchst elegant.

Die Uhr schlug vier, und Herr Weßheim, der Musikprofessor, trat ein. Selbstverständlich wurde er auf dem halben freundlich begrüßt. Auf einen Wink der Mama verschwand Malchen, welche bisher über gleichgültige Dinge geplaudert hatte.

Dem Professor schien nun der rechte Moment gekommen, sein abstraktes, ernstes Wort anzubringen. Unruhig nervös richtete er auf seinem Stuhl, den Kopf nach allen Richtungen des geräumigen Gemaches lenkend, den Spracher heraus, was weder den Rechnungsrath noch dessen Gattin wunderte, da beide das stille schüchterne Wesen des Professors kannten. Um ihm entgegenzukommen, sagte der Rechnungsrath: Herr Professor, Sie haben uns in einer ersten Angelegenheit zu sprechen gewünscht, wir stehen Ihnen zu Diensten!“

„Ja, ja,“ stotterte anfangs der Professor, „es ist in der That eine wichtige Angelegenheit, die mich hierher führt — es handelt sich nämlich um Ihre Tochter —“

Schon wollte die Rechnungsrathin sagen: „O, das wissen wir!“ — doch ein strenger Blick ihres Mannes vernichtete diese Absicht. Ein minutenlanges Schweigen trat ein — bis der Professor fortsetzte: „Sie wissen, meine Herrschaften, daß ich seit drei Jahren das Glück genieße, mit Ihrem Vertrauen beehrt zu werden, indem ich Ihre Fräulein Tochter unterrichte.“

Wir sind Ihnen auch sehr dankbar dafür, Herr Professor,“ sagte die Rätbin.

„Keine Ursache, meine Gnädige, keine Ursache, denn trotz meines großen Eifers ist es mir bisher nicht gelungen, dem Fräulein auch nur das geringste meiner Kunst beizubringen. Das Fräulein besitzt eben kein Talent — ja, Fräulein Malwine besitzt nicht einmal Gehör, aus welchem Grunde ich es für zwecklos halte, Ihrer Tochter noch länger Musikunterricht zu theilen zu lassen. Es wäre daher schade, wenn Sie die kostbare Zeit des Fräuleins und auch die Geldopfer, die Sie bringen, noch weiter verschwenden wollten. Ich kann Ihrer Tochter nur rathe, das Klavierspielen über-

haupt einzustellen.“ — Wieder trat eine lautlose Stille ein, bis der Professor sich erhob.

„Und sonst haben Sie uns nichts zu sagen, Herr Professor?“ fragte die tödtlich-verlegte Mutter Malchens.

„Ich wüßte nichts,“ erwiderte der Professor, sich höflich empfehlend.

Lady Mary Wortley Montague.

Im Sommer 1716 trat ein englischer Diplomat, der zum Gesandten in Konstantinopel ernannt war, die weite Reise quer durch Europa an. Ihn begleiteten seine Gemahlin Lady Marie, die er vier Jahre vorher geheiratet hatte, und sein kleiner Sohn. Die junge Frau war durch Verwandtschaft mit den ersten Familien Englands, durch schöngestiftete Reigungen mit den literarischen Kreisen verbunden und berichtete den Freunden in der Heimath in Briefen, die feinerzeit viel gelesen wurden, von Land und Leuten, die sie kennen lernte. Mary Bauer hat sie in einer neuen Uebersetzung unter dem Titel: Lady Mary Wortley Montagues Reisebriefe (Hermann Neumann Nechfolger, Berlin und Leipzig) herausgegeben. Eine geistreiche Frau mit offenem Blick und zum Carlasmus neigenden Spott plaudert in ihnen von ihren Beobachtungen und Erlebnissen. Sie sah in Deutschland das Leben in den kleinen Residenzen und den Reichsstädten, nahm an den Festen des Wiener Hofes mit feiner feinen Etikette theil und ertrug tapfer die Strapazen des Landweges durch die Balkanhalbinsel bis zum Bosphorus. Ihre Schilderungen von Konstantinopel und seiner buntgemischten Bevölkerung, von Sultan Ahmed und seiner Umgebung enthalten mancher wichtige Bemerkung; besonders Interesse aber haben die Eindrücke vom Leben der türkischen Frauen, denn Lady Mary war eine der ersten Europäerinnen, denen sich die Thüren eines Harems erschlossen, und sie konnte aus eigenem Augenschein sprechen. In Adrianopel wurde sie mit dem Impfen gegen Blattern befannt, und der Brief, den sie darüber nach Hause schrieb, hat wohl die ersten Nachrichten von diesem Verfahren nach dem Westen gebracht. Sie hatte die ausgesprochene Absicht dabei, diese Erfindung in England zu verbreiten, doch dauerte es noch Jahrzehnte, bis dies gelang. Ist so der Name der Lady Mary mit einer segensreichen Erfindung eng verbunden, so hat sie auch noch auf einem andern, allerdings nicht bedeutsamen Gebiet sich unbewußt ein Denkmal errichtet. An ihren Salon knüpft sich die Bezeichnung Blaustrumpf. Ein berühmter Gast, Frau v. Vorignas, brachte in ihre Abendgesellschaften als neueste Pariser Mode das Tragen von blauen Pariser Strümpfen und die weiblichen Mitglieder des Montague-Klubs folgten dem Beispiel.

Genau.

Schneider (zum Professor, die Rechnung präsentirend): „Herr Professor, ich wollte mir mein Geld holen!“

Professor: „Lieber Mann, das stimmt wohl nicht, Sie wollen doch nicht Ihr Geld holen, sondern das meine!“

Die praktische Hausfrau.

Dame: „Sie waren in China, Herr Kapitän; ist es wahr, daß man dort Regenwürmer isst?“



„So, also lieber Schwiegervater, dachte ich mir, daß die Mitgift ausfallen würde.“

„Nana, ich hab' es ja nicht böse gemeint,“ beruhigte der Papa seine Tochter, „ich wollte damit nur sagen, daß es bei dieser eventuellen Heirath keine Altersdifferenz gibt. Doch halt. Du hast uns ja noch gar nicht gefragt, liebes Kind, ob Du den Professor zum Manne willst!“

„Gib, frag' doch nicht so thöricht,“ wandte Mama ein. „Mädchen und nicht wollen, das wäre lächerlich. Ist der Professor auch nicht ein hübscher Mann, so ist er dafür um so talentierter, hat eine nette Position und was die Hauptsache ist, er kommt schon über drei Jahre zu uns ins Haus, kennt also Malchen und uns, wie anderseits wir ihm recht gut kennen. Das ist immerhin besser, als einen wildfremden Mann heirathen.“

Zu all diesen Argumenten hatte Malchen stillschweigend genickt und dadurch dieselben bestätigt.

Obgleich der Professor dreimal wöchentlich in das Haus des Rechnungsrathes kam, man ihn demnach nicht als einen Fremden zu betrachten brauchte, fand die Frau des Hauses und auch Malchen es gleichwohl für notwendig, angesichts des zu erwartenden freierlichen Ereignisses, die Wohnung in feiertagsmäßigen Zustand zu versetzen und diese mit Blumen zu schmücken. Auch mußte Papa sein schwarzes Salongemach anlegen, Malchen eine moderne nettliche Figur herverzaubern lassen und das krümelige „Weiß“ anziehen, das sie als Brautjungfer kürzlich trug. Mama aber präsentirte sich in ihrem „Schwarzleiden“ höchst elegant.

Die Uhr schlug vier, und Herr Weßheim, der Musikprofessor, trat ein. Selbstverständlich wurde er auf dem halben freundlich begrüßt. Auf einen Wink der Mama verschwand Malchen, welche bisher über gleichgültige Dinge geplaudert hatte.

Dem Professor schien nun der rechte Moment gekommen, sein abstraktes, ernstes Wort anzubringen. Unruhig nervös richtete er auf seinem Stuhl, den Kopf nach allen Richtungen des geräumigen Gemaches lenkend, den Spracher heraus, was weder den Rechnungsrath noch dessen Gattin wunderte, da beide das stille schüchterne Wesen des Professors kannten. Um ihm entgegenzukommen, sagte der Rechnungsrath: Herr Professor, Sie haben uns in einer ersten Angelegenheit zu sprechen gewünscht, wir stehen Ihnen zu Diensten!“

„Ja, ja,“ stotterte anfangs der Professor, „es ist in der That eine wichtige Angelegenheit, die mich hierher führt — es handelt sich nämlich um Ihre Tochter —“

Schon wollte die Rechnungsrathin sagen: „O, das wissen wir!“ — doch ein strenger Blick ihres Mannes vernichtete diese Absicht. Ein minutenlanges Schweigen trat ein — bis der Professor fortsetzte: „Sie wissen, meine Herrschaften, daß ich seit drei Jahren das Glück genieße, mit Ihrem Vertrauen beehrt zu werden, indem ich Ihre Fräulein Tochter unterrichte.“

Wir sind Ihnen auch sehr dankbar dafür, Herr Professor,“ sagte die Rätbin.

„Keine Ursache, meine Gnädige, keine Ursache, denn trotz meines großen Eifers ist es mir bisher nicht gelungen, dem Fräulein auch nur das geringste meiner Kunst beizubringen. Das Fräulein besitzt eben kein Talent — ja, Fräulein Malwine besitzt nicht einmal Gehör, aus welchem Grunde ich es für zwecklos halte, Ihrer Tochter noch länger Musikunterricht zu theilen zu lassen. Es wäre daher schade, wenn Sie die kostbare Zeit des Fräuleins und auch die Geldopfer, die Sie bringen, noch weiter verschwenden wollten. Ich kann Ihrer Tochter nur rathe, das Klavierspielen über-

haupt einzustellen.“ — Wieder trat eine lautlose Stille ein, bis der Professor sich erhob.

„Und sonst haben Sie uns nichts zu sagen, Herr Professor?“ fragte die tödtlich-verlegte Mutter Malchens.

„Ich wüßte nichts,“ erwiderte der Professor, sich höflich empfehlend.

Lady Mary Wortley Montague.